Der Geist der englischen Politik

Neue Bücher über England

Der deutsche Politiker neigt leicht zu starren Formulierungen, er möchte dann am liebsten alles unter ein Prinzip, eine vorgefaßte Ansicht zusammenpressen. Tatsachen, die nicht in die Formel passen, werden einfach übersehen oder nicht anerkannt. Der Dichter Georg Kaiser hat diese Einstellung in seinem Drama „Gas" deutlich gekennzeichnet: „Die Formel stimmt, aber das Gas explodiert doch." Zu dieser Art von „Politikern" gehört auch der Kieler Rechtsgelehrte Hermann Kantorowicz, der jetzt mit einem umfänglichen Buch „Der Geist der englischen Politik und das Gespenst der Einkreisung Deutschlands"[1]) an die Oeffentlichkeit tritt.

Kantorowicz ist ein glühender Verehrer Englands — sein gutes Recht. Er erklärt, Deutschlands Heil liege einzig im engen Anschluß an England. Anlehnung an Frankreich (oder Rußland) sei unmöglich. „Zwischen Frankreich und uns fließt der Strom des Neides, das beide Völker sich frevelnd zugefügt, liegt der Berg von Anklagen, die beide Völker mit Recht seit Jahrhunderten (?? Der Verf.) gegeneinander erheben." Daß dieser Berg vielleicht zu übersteigen wäre — und u. E. überstiegen werden muß — ist Herrn Kantorowicz offenbar nicht eingefallen.

Doch K. begnügt sich nicht damit, eine politische Forderung aufzustellen, er will uns diese Forderung schmackhaft machen, indem er zweierlei zu beweisen sucht: England ist eine ideal denkende Friedensmacht, und England ist politisch zuverlässig und harmlos. Auf zwei Wegen will K. den Beweis führen. Einmal bemüht er sich, den englischen Volkscharakter in völlig neuem Lichte darzustellen, und zweitens will er die Behauptung, England habe Deutschland eingekreist, widerlegen. Daß K. mit Bienenfleiß sein Material gesammelt hat — vor allem die Akten des Auswärtigen Amtes waren eine wahre Fundgrube für ihn —, sei anerkannt. Aber der peinliche Eindruck, nur das Material sei verwertet worden, das seine These stützt, erhebt sich stets von neuem. Ein Beispiel: Das Tagebuch Lord Morleys[2]), der bei Kriegsausbruch als ehrlicher Pazifist aus der englischen Regierung schied, ist zwar verwertet, aber der entscheidende Eindruck aus diesen Aufzeichnungen — Grey drängte bereits Ende Juli 1914 zum Krieg — wird verschwiegen. Fürwahr eine Methode, die peinlich berührt. Und wenn K. die Kriegstreibereien des englischen Admirals Fisher zugeben muß, dann greift er gleich zu folgender Ausflucht: er beschwört die malaiischen Gesichtszüge des Admirals und „beweist" damit, daß er kein richtiger Engländer sei. Wir hatten gedacht, solche Kindereien seien Vorrecht unsrer völkischen Rassenfanatiker!

Der zweite Teil des Buches, der es sich zum Ziel setzt, die Behauptung von der Einkreisungspolitik Englands zu widerlegen, ist trotz seiner vielen Schwächen, trotz seiner Einseitigkeit noch immer der erträglichste. Wie jede primitive politische Theorie, die alle Dinge nur von einer Seite betrachtet, ist auch die Einkreisungstheorie in der Einfachheit, wie sie für Propagandazwecke benutzt wird, falsch. Schuld und Unschuld sind nicht so eindeutig verteilt. Auf beiden Seiten der Grenze ist Schuld und Schicksal. Hätte K. nur dies beweisen wollen, wir hätten ihm freudig zugestimmt. Aber blütenweiße Unschuld Englands? Um sie zu beweisen, bedürfte es mehr als eine Anzahl sorgfältig ausgewählter Diplomatenberichte. Viele Engländer selbst gehen nicht soweit wie K., der aus solchen Mitschuldbekenntnissen von Engländern nur neue Beweise für den englischen Gerechtigkeitsfanatismus zieht, der so weit geht, daß er zur Ungerechtigkeit gegen das eigne Volk verführt. Es gibt eben immer geistreiche Kniffe, mit denen Kantorowicz zu entschlüpfen sucht. Er spürt nicht die Lächerlichkeit solcher Konstruktionen.

Wichtiger erscheint uns — gerade im Hinblick auf die Zukunft — der erste Teil des Buches, der den politischen Charakter der Engländer darstellen soll. Es ist stets mißlich, einen Volkscharakter auf einige Formeln zu bringen, die naturgemäß einseitig sind. Richtiges vermischt sich mit Falschem. Vorhandene aber nicht herrschende Charakterzüge werden ungebührlich in den Vordergrund geschoben, andre ungebührlich zurückgedrängt. Vier Grundzüge will K. im englischen Wesen feststellen: Ritterlichkeit, Sachlichkeit, Humanität und Irrationalität (worunter er die Unfähigkeit versteht, planmäßige Politik auf lange Sicht zu treiben). Daß die drei erstgenannten Züge im englischen Volkscharakter eine Rolle spielen, ist unbestreitbar und außer von einigen Fanatikern auch nicht bestritten. Die „Irrationalität" dagegen kann uns K. nicht im mindesten beweisen, einige Aeußerungen englischer Staatsmänner besagen hierfür wirklich nichts. Sei dem wie auch immer, daß die vier genannten Züge allein den englischen Volkscharakter bestimmen, ist eine unzulässige Verallgemeinerung. Es wäre möglich, genau so viele Beispiele für Sachlichkeit, Humanität, „Irrationalität", ja sogar Ritterlichkeit beim deutschen Volke anzuführen. K. entgeht dieser „Gefahr" dadurch, daß er bei England alle Volksgruppen berücksichtigt, bei Deutschland nur die in der Vorkriegszeit herrschende feudal-militärische Kaste. Ist das noch Wissenschaft?

So ist die Methode des Buches schon verfehlt und unwahrhaftig. Wie viel mehr die Einzelbeispiele. Ein Buch wäre nötig, um all die Unmöglichkeiten zu widerlegen, die Kantorowicz auf 500 Seiten zusammengehäuft hat. Hier mögen ein paar der krassesten Beispiele genügen. Wenn K. die englische Humanität beweisen will, so ist ihm natürlich die Unterdrückung der Iren, Inder, Aegypter usw. peinlich. Was tut Kantorowicz? Er dreht den Spieß um. Nicht England, nein die Unterdrückten sind schuldig. Weshalb kämpfen sie denn auch für ihre Freiheit, wo ihnen England den Segen seiner Zivilisation spendet? Durch ihren Freiheitskampf haben sie ja erst die englischen Gewalttaten provoziert. „Freiheit", welch eine dumme Forderung, wenn man das Glück hat von England beherrscht zu werden! Hier entpuppt sich der Reaktionär Kantorowicz — denn das ist er trotz seines fanatischen Pazifismus. Ihm erscheint z. B. auch die Lage der arbeitenden Klassen in England im vorigen Jahrhundert gar nicht so schlimm, denn ihre Behandlung war „nur rauh nicht roh". Er singt das Loblied der Herrschaft des Kapitals in allen Tönen; Kapitalismus und Imperialismus sieht er geradezu als Gegensätze an (Kapitalismus = Pazifismus), ein Beweis, daß er vom Wesen des Imperialismus ebensoviel versteht wie vom Wesen der Engländer, nämlich nichts.

Was K. über die englische Politik sagt, ist dazu angetan, Heiterkeit zu erwecken. Locarno war ein englisches Opfer, nur reine, uneigennützige Friedensliebe sprach aus Chamberlains Politik, aber bewahre nicht der Wunsch, Europas Schiedsrichter zu sein. „Der loyale, sachliche, vertrauenswürdige Engländer" steht dem egoistischen, berechnenden Kontinentalen gegenüber. England hat nie nur an sich gedacht, sondern stets an den Schutz der Unterdrückten und Schwachen, behauptet K. Daß es sich diese Politik nur leistete soweit sie den eignen Interessen nicht entgegenstand, kann freilich nicht einmal K. ganz bestreiten. Aber das hilft nichts, der Engländer ist der gutmütige, edle Tölpel mit dem die Kontinentalen — jetzt vor allem das böse Frankreich — Fangball spielen. So geht es seitenlang. Selbst das gesellschaftliche Rassenvorurteil gegen Andersfarbige, das jeder Englandkenner hervorhebt, leugnet K. unter Anführung einiger weniger Beispiele glattweg ab. Sehr einfach, aber nicht sehr wahrhaftig. Daß Englands Politik darauf ausging, das Gleichgewicht der europäischen Mächte zu sichern, auf daß keine zu stark würde (balance of power), stellt der langjährige englische Minister Lord Morley in seinem Tagebuch fest; K. hat dennoch den Mut es einfach zu leugnen, es paßt ja nicht in seine Theorie vom politisch ahnungslosen Engländer.

So absurd all diese Behauptungen sind, so zugespitzt uns die Dialektik des Verfassers erscheint, so peinlich oft die Geistreicheleien wirken — so das dumme Wort „Bismarxismus", mit dem K. die Geistesverwandtschaft von Marx und Bismarck kennzeichnen will, deren Verwandtschaft in Wirklichkeit nur darin besteht, daß sie beide vom unduldsamen Haß Kantorowicz' verfolgt werden — die Geduld des unbefangenen Lesers hält hier noch stand. An zwei Stellen aber muß sie ein Ende finden. Englische Friedenskämpfer wie die Sozialisten Ponsonby und Morel übten oft scharfe Kritik an Englands Politik, Grund genug für K. in maßlos gehässiger Weise über beide herzufallen, sie der Unwahrheit zu zeihen, ihnen den guten Glauben abzusprechen, und bei Morel sein französisches Blut immer wieder in herabsetzender Absicht zu erwähnen. Auch Macdonald wird geschmäht, weil er im Weltkrieg in Opposition stand.

Und dann die Hungerblockade. Lang und breit verteidigt K. auch dieses Verbrechen, sucht es im Gegenteil als einzig humane Kriegführung hinzustellen. Wörtlich heißt es: „Auch von mehr als gewöhnlicher Grausamkeit der Blockade zu sprechen, ist, geradeheraus gesagt, Heuchelei: es hat noch niemand einen Bauchschuß einem Magenknurren vorgezogen." (Hatten denn die Engländer aufs Schießen verzichtet? D. Verf.). Und weiter heißt es: „Phantasie ist auch alles, was über die dauernde Rassenverschlechterung als Wirkung ... der Blockade gesagt worden ist. In der Denkschrift des Reichsministeriums des Innern über die gesundheitlichen Verhältnisse des deutschen Volkes im Jahre 1926 heißt es nach einer offiziösen Wiedergabe: „Für die Beurteilung der Gesundheitsverhältnisse ist der starke Rückgang der Sterblichkeit der 5- bis 10jährigen Kinder um so beachtlicher, als es sich hier um Geburtenjahrgänge der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit handelt." Mit andern Worten: die Blockade war dem deutschen Volke ganz gesund. Ueber diesem abgrundtiefen Zynismus, der sich als Pazifismus drapiert, packt uns der Zorn. Ein Jammer, daß die große Idee des Friedens gerade von sogenannten „Pazifisten" immer wieder geschändet wird.

Doch genug des grausamen Spiels. Ein wertloses Buch, gut geschrieben, fleißig zusammengetragen, aber sachlich unergiebig, verzerrt, grotesk. Werfen wir unsern Blick lieber auf ein anderes Englandbuch, das kürzlich erschienen ist. „Wie's die Engländer machen"[3]) von Rudolf Kircher, dem trefflichen Londoner Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung". Hier spricht ein ernst zu nehmender Mann, der die Engländer kennt und liebt, sie aber nicht in perverser Weise anbetet. Ein Buch — blendend geschrieben, stilistisch ein Meisterwerk, das uns im Plauderton Wesenhaftes der englischen Politik enthüllt. Demokratie und Führertum, englischer Parlamentarismus, das Geheimnis des britischen Weltreichs, Englands Kolonialproblem, englische Menschen und englische Literatur. Man kann oft anderer Ansicht sein als der Verfasser, vor allem in dem Kapitel, das vom Umbau des Kapitalismus handelt. Aber man lernt viel aus dem Buch. Und nicht nur verstandsmäßig, nüchtern, nein Kircher versteht es, uns in dem Buch englische Atmosphäre atmen zu lassen. Ein Buch, das jeder politisch Interessierte lesen sollte. Kantorowicz und Kircher — zwei Welten: hier der klarblickende Mensch, dort der verkrampfte Fanatiker, hier Geist, dort Geistreicheleien.

Dr. G. W.

[1]) Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1929, 504 S.

[2]) Lord Morley, „Meine Demission", Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1929, 56 S.

[3]) Verlag Frankfurter Sozietäts-Druckerei, Frankfurt a. M., 1929, 255 S.

Ein Sturmwolf mezölft ...

Von A. L. Bruff (Ostpreußen)

(Schluß.)

Wuchernde Bauern.

Der Urlaub ging rasch zu Ende, ehe ich mir es recht versah, zog ich mit meiner Bauernkolonne wieder nach Lille — hin und her, her und hin —, der übliche Dienst. Der Sommer 1915 ging seinem Ende zu. Immer voller waren bei der Abfahrt die Wagen beladen, straff gespannt waren die Planen. Auffällig viel Kartoffeln nahmen die Leute mit, obwohl sie selbst als „Gemüsekultivateure", wie sie sich nannten, gar keine erzeugten. Sie kauften selbst erst auf. Bis zu 60 Zentner nahm der einzelne mit, und wer bisher nur ein Pferd besaß, sah sich schleunigst nach einem zweiten um.

Es sollte mir bald klar werden, warum so viele Kartoffeln exportiert wurden. Eines Tages, in Lille angekommen, trat eine Franzosenhausfrau auf mich zu: „Monsieur, Sie bringen so viele Kartoffeln hierher, können Sie mir nicht einen Zentner für zehn Mark abgeben? Mehr Geld habe ich nicht und die Bauern verlangen achtundzwanzig Mark auf dem Markte!"

Das war ja unerhört! Ich wußte doch genau, daß die Kartoffeln mit fünf Franken (vier Mark) für den Doppelzentner aufgekauft wurden! Zunächst befahl ich einem meiner Bauern, der Frau für vier Frank einen Zentner Kartoffeln zu geben, was der auch widerspruchslos tat. Am Markt angekommen, versammelte ich meine Bauern in der Markthalle um mich und hielt ihnen eine Standpauke, die nicht von Pappe war: „Franzosen wollt ihr sein? Uns Deutschen redet ihr alle Schikanen und Schandtaten hier im besetzten Gebiet nach — — und ihr? Was macht ihr mit euern eignen Schicksalsgenossen? Ihr tut schlimmere Greuel an ihnen! Ihr schneidet ihnen die Gurgel durch! Ihr laßt den Armen hungern! Ihr Halsabschneider! Ihr Wucherer!" So ungefähr redete ich zu ihnen — und die französische Sprache hat für Leute solcher Art derbere Ausdrücke als unsre eigne! Dem französischen Marktpolizisten trug ich auf, Obacht zu geben, daß bis zu meiner Rückkunft keine Kartoffel von den Wagen käme.

Ich helfe, Kartoffeln zu verbilligen.

Sollte ich nun zu meiner Kommandantur gehen und dort die Angelegenheit vortragen, oder ging ich zum französischen Rathaus? Ich entschied mich für den zweiten Weg. Wenig später saß ich dem Oberbürgermeister von Lille in seinem pompösen Arbeitszimmer gegenüber. Nach längerer Beratung schlug er freudig in meinen Vorschlag ein, die ganzen Kartoffeln durch seine Polizei nach meiner jeweiligen Ankunft zu beschlagnahmen und zu angemessenen Preisen verkaufen zu lassen. Um eine gerechte Verteilung zu erzielen, wurden bezirksweise verschiedenfarbige Bezugskarten an die Bewohner verteilt. So bekam Lille seine ersten Kartoffelmarken.

Auf der Rückfahrt gingen mir meine Bauern sichtlich aus dem Wege. Nur mein Quartiergeber war freundlich wie immer und beteuerte wiederholt, seine Erdäpfel nicht teuer verkauft zu haben. Sie alle hatten einen Plan geschmiedet. Als die Kolonne am nächsten Donnerstag nachts um 12 Uhr am Sammelplatz, einer Kneipe im Dorfe, zur Abfahrt bereitstand, fielen mir die schlaff und faltig herabhängenden Planen auf, die Wagen waren nur reichlich halb mit Kohlköpfen und anderm Gemüse beladen. Keiner hatte auch nur einen Sack Kartoffeln auf dem Wagen! Die Rechnung war aber ohne den Wirt gemacht.

„Es kommt kein Wagen zum Dorfe hinaus, der nicht wenigstens 40 Sack Kartoffeln geladen hat!" sagte ich den Herrschaften. Damit ging ich in das Lokal und schlürfte einen Kaffee. Einer nach dem andern drehte sein Gefährt um und fuhr wieder heim, in zehn Minuten war der Sammelplatz leer. Ich aber wußte, daß sie wiederkommen würden. Der Gewinn stak ihnen ja doch in der Nase. Mit dem Wirtssohn vertrieb ich mir die Zeit mit Kartenspiel; der Wirt selbst, der auch mit zur Kolonne gehörte, sah sich nach Kartoffeln um — — —. Um 2 Uhr standen sie alle wieder da — keiner fehlte. Prall waren die Planen! Nur einer — ein Gewohnheitssäufer, mit dem ich oft eben seiner Trunksucht wegen viel Aerger hatte — behauptete, zu so später Stunde keine Kartoffeln mehr erhalten zu haben. Ihn ließ ich schimpfend zurück.

So wurde das jedesmal gehandhabt. Es ist wohl klar, daß ich unter diesen Umständen in Lille bald stadtbekannt war. Verstohlen zeigten die Leute auf mich: „Das ist der, welcher ..." In den Kneipen tranken mir die Männer zu: „Ah, Monsieur, Ihr seid ein Mensch comme il faut — — —, trinken wir einen auf Eure Gesundheit." Freilich tat ich's.

Ich muß einen Unteroffizier erziehen.

Was für Wunder doch eine schöne Uniform mit hohem Kragen und eine ebensolche Schirmmütze zu vollbringen imstande sind. Komme ich da von Lille zurück und gehe am andern Morgen zur Kommandantur, um die Liste für die nächste Fahrt aufzustellen und von den Leuten die Gelder einzuziehen — jeder mußte für Wagen, Pferd und Person einen bestimmten Betrag entrichten —, da gibt mir der Oberleutnant einen Befehl von oben herab zu lesen:

„Ein Vorfall gibt Anlaß, die bisher von Soldaten geführten Privatkolonnen zumindest von einem Unteroffizier führen zu lassen usw."

Fragend sah ich zum Oberleutnant auf. „Sie hatten ja schon immer um einen Kameraden für Ihre 40 Wagen starke Kolonne gebeten. Ich habe schon telephonisch bei der Kaserne einen Unteroffizier angefordert; gehen Sie nach Fertigstellung Ihrer Liste hin und bringen Sie den Mann her." Zum bessern Zusammenhalt der Kolonne während der Fahrt hatte ich mir allerdings schon seit längerm einen Kameraden gewünscht, das stimmte; aber einen Korporal vor die Nase gesetzt zu bekommen, das paßte mir wenig in den Kram. Na, wir wollen sehen!

Ich meldete mich beim Feldwebel in der Kaserne. „Holen Sie den Unteroffizier M. herbei", befahl er seinem Schreiber. Ein junger, blasser Unteroffizier, die Achselklappen mit den schwarzweißen Einjährigenschnüren eingefaßt, trat ein. Das war mein neuer Kamerad.

Wir gingen los. Kaum aus dem Torbogen der Kaserne auf die Straße getreten, herrscht er mich an: „Gehen Sie auf die andre Seite! Der Untergebene hat links vom Vorgesetzten zu gehen!" Der führte sich ja gut ein!

„Was soll ich eigentlich auf der Kommandantur?" — „Wir haben eine Bauernkolonne wöchentlich zweimal nach Lille und zurück zu begleiten, Herr Unteroffizier." — „Tun Sie das schon länger?" — „Jawohl, Herr Unteroffizier."

„Können Sie überhaupt Französisch?" — „Nein, Herr Unteroffizier!" — „Na, ich hab's ja in der höhern Schule gelernt und werde mit den Leuten gut fertig werden."

Auf der Kommandantur angelangt, ermahnte uns der Oberleutnant, uns gut zu vertragen, und trug mir auf, dem Unteroffizier bei den Leuten ein Quartier zu verschaffen. Damit gingen wir los, dem dicht an der Stadt gelegenen Dorfe zu. Jetzt ward er etwas freundlicher, der Herr Unteroffizier. „Sie werden mich hoffentlich in ein anständiges Quartier bringen. Sie kennen doch die Leute schon!?" — „Jawohl, Herr Unteroffizier!"

Nach halbstündigem Weg waren wir an meinem Quartier angelangt. „Hier ist mein Quartier und es ist gerade Tischzeit, wenn Herr Unteroffizier mitessen möchten?" — „Wenn's was Anständiges gibt, natürlich!"

Absichtlich kauderwelschend stellte ich drinnen meinen Quartiergebern den Korporal vor; erstaunt blickte mich die Wirtin an, verstand aber sofort mein Augenzwinkern. Bei der Mahlzeit sagte ich nichts und der Unteroffizier alles. Er zeigte, was er gelernt hatte — nur verstanden wurde er wenig. Nachdem ich den letzten Bissen herunter hatte — der Unteroffizier kaute noch gierig drauflos —, ging ich in mein Zimmer. Rasieren und in die eigne Montur springen war eins. Die Drahtschießbrille vertauschte ich mit einem randlosen Fingerkneifer mit großen Gläsern. Nun den leichten Gummimantel angezogen, die hohe Schirmmütze auf und den gelben Ledergürtel mit dem anhängenden Revolver im Futteral umgeschnallt. So betrat ich das Speisezimmer.

Der Unteroffizier schnellte von seinem Platze hoch, das vor ihm stehende Weinglas mit sich reißend. In tadellos strammer Haltung stand der preußische Unteroffizier vor dem sächsischen Gemeinen! Er erkannte mich nicht und hielt mich für einen ebenfalls hier im Quartier liegenden Offizier, von dem ihm die Wirtin wohl inzwischen erzählt hatte. Langsam ging ich auf ihn zu; da meldete er auch noch: „Unteroffizier M. von der Etappenkommandantur D. nach — —" Weiter ließ ich ihn nicht kommen. Ich nahm vorschriftsmäßige Stellung ein und bat ihn, zu seinem Quartier mitzukommen. Die am Ofen stehende Madam feixte; der Korporal kriegte einen roten Kopf, sagte aber kein Wort. In gewohnter Weise beschied ich die Hausfrau und zog mit dem Korporal ab.

Noch hatten wir die Straße nicht betreten, da bot er mir Brüderschaft, die ich aber im Hinblick auf sein bisheriges Verhalten noch ausschlug. Sich geflissentlich links von mir haltend, tänzelte er nebenher. Er schämte sich. Mit seinem Quartier, mit allem war er zufrieden! Beim Sammeln der Kolonne in der

Nacht wiederholte sich das Theater noch einmal. Diesmal waren es ein dicker Schafpelz, den mir ein Bauer für die frischen Nächte geliehen hatte, und gelbe Gamaschen, denen er seine Reverenz erwies.

G. v. geschrieben und reklamiert.

Wir sind aber noch gute Freunde geworden beide, mein Kamerad Otto und ich. Leider nicht lange. Die naßkalten, vernebelten Winternächte Nordfrankreichs hatten es an sich. Jede Woche vier solcher Nächte auf der Landstraße! Schwere Erkältung war bei uns beiden die Folge. Er noch schlimmer als ich. Was nutzte uns die privatärztlich verordnete Medizin, wenn die Bettruhe fehlte? Aber wir schleppten uns hin. Bis zum Februar 1916. Da ging's nicht weiter. Unsern Husten waren wir überhaupt nie losgeworden. Der Atem pfiff bei jedem Zuge. Klatschnaß war das Hemd am Morgen vom Nachtschweiß. Um unsre Gesundheit nun ernstlich bangend und dem dringenden Rate des Zivilarztes folgend, meldeten wir uns zur Untersuchung beim Stabsarzt der Sammelkompanie. Der schickte uns beide sofort als „G. v." in die Heimat. „Chronischer Lungenkatarrh" hatte er dem Schreiber diktiert. So kamen wir auseinander, jeder in seine Garnison — — —.

Nach längerm Aufenthalt im Lazarett und Genesungsheim reklamierte mich meine alte Firma für Aufträge in eine größere Stadt am Rhein. Wenn ich aber glaubte, daß hier für mich der Krieg zu Ende war, so hatte ich mich schwer verrechnet. 1916 ging es noch. 1917 war's schon schlechter. Erst kamen sie seltener, dann immer öfter, die feindlichen Flieger, und legten ihre todbringenden Eier ab. 1918 war es ganz schlimm, ganze Stunden hockte man nachts mit der jungen Frau und dem Säugling im dumpfen Keller. In ganzen Geschwadern kamen sie an. Das Heulen der Sirenen, die da mahnten, sich in Schutz zu bringen, das Donnern der Abwehrgeschütze, das Platzen der Granaten in der Luft, die Explosion der abgeworfenen Bomben: ein Höllenkonzert. Draußen an der Front ging es Mann gegen Mann; hier auch noch gegen Weib und Kind!

Die Bomben und der Kriegssäugling.

Ein Neumondabend, der Himmel wolkenbehangen, verlockte uns beide zum Ausgang. Ruhig lag der Kleine in seinem Bettchen und schlief. „Heute werden sie nicht kommen", sagten wir uns und gingen. Aber sie kamen doch! Andächtig lauschten wir im Stadttheater den Wagnermelodien, da ging's draußen los! Ein Mordstakt wurde zu der Musik geschlagen. Ganz in der Nähe mußte die Bombe eingeschlagen haben. Frauen kreischten auf, schrien nach ihren Kindern, fielen in Ohnmacht.

Atemlos zu Hause angekommen, stürzten wir ins Schlafzimmer. Da saß der Kleine weinend im Bettchen, die kleine Hand mit dem gestreckten Zeigefingerchen drohend erhoben und „Bum—bum—bum!" tönte es aus dem zum Schippchen verzogenen Mund. Für gewöhnlich sind wohl „Ma—ma" und „Pa—pa" die ersten Silben, die so ein Würmchen zur großen Freude der Eltern über die Lippen bringt. Der Kriegssäugling hier aber lernte zuerst „Bum—bum". —

Schwarzrotgold in Bulgarien

Als ich im Jahre 1926 nach Sofia kam, hatte ich als Mitglied einer staatsbejahenden Partei und als Angehöriger des Reichsbanners fest gehofft, auch in Sofia irgendeine deutsche Organisation anzutreffen, die im patriotischen Sinne zu der heutigen Staatsform steht. Diese Hoffnung war vergebens. Es gab in Sofia zwar einen deutschen Klub und eine deutsche Kolonie, und ich widmete meine Freizeit der ersten Monate, um deren Wesen zu studieren. Oft hatte ich mit führenden Mitgliedern dieser Organisationen gesprochen und mir ganz nebenbei die Worte wie deutsche Republik oder von der Reichsfahne Schwarz-Rot-Gold zu sprechen erlaubt. Da wurde ich aber schnell belehrt, daß „sie neutral sind und sich um das alles nicht kümmern". Tatsächlich war im deutschen Heim nie bei irgendeinem Fest die deutsche Flagge zu sehen. Besonders kompliziert war es zu ergründen, wem eigentlich das deutsche Heim gehört, der Kolonie oder dem Klub? Jeder Deutsche wird normalerweise denken, daß zum deutschen Heim auch jeder Deutsche Zutritt hat. Dem war aber nicht so. Obwohl am Eingang die Worte prangten: „Deutsches Heim", hatten die Koloniemitglieder nur zu den monatlichen Kolonieabenden und später auch Sonntags Zutritt. Jederzeit hatten nur die Herren des deutschen Klubs Eintritt. Wollte ein andrer oder ein geschäftlich vorübergehend in Sofia weilender Deutscher das Heim besuchen, so bedurfte er zweier Garanten, mit denen er sich in ein Buch eintragen mußte. Die Kolonieabende waren oft sehr unterhaltend, doch ein ungezwungenes Beisammensein kam nie zustande. Alle Berufe hatten ihren besondern Tisch, die Herren der deutschen Bank und der Kreditbank saßen gesondert und man konnte der Reihe nach ihre Gehaltsklassen bestimmen. Die kaufmännischen Angestellten hatten wieder ihren eignen Tisch, ebenfalls die deutschen Lehrer. In der Mitte aber war der Tisch der Präsidenten und der in Bulgarien aus Friedens- oder Kriegszeiten her reich gewordenen Deutschen. Unweigerlich hätte man jeden Neuling von diesem Tische weggeekelt, hätte er sich dort niedergelassen. Ein solcher Kolonieabend ohne Kommerslieder und nachfolgende Prüfung der Trinkfestigkeit war gar nicht möglich. Allen voran der Vizepräsident, ein gewesener Major, der sich leider zum Schaden des Deutschtums nachts meistens in sehr zweifelhaften Lokalen umhertrieb. Dies war uns allen bekannt, aber dem frühern Offizier wurde es verziehen. Trinkfestigkeit war sozusagen der Ausweis für den Eintritt in den deutschen Klub. Anders war es sehr schwer, Mitglied zu werden. Es gab da eine Abstimmung mit vorhergenhendem Aushang des Gesuchs. Die Abstimmung geschah mit schwarzen und weißen Kugeln. Das Gesuch mußten zwei Paten unterschreiben. Um es voraus zu sagen, ich wurde nicht in den deutschen Klub aufgenommen.

Mit der Zeit hatte ich auch unter den Deutschen Republikaner gefunden, und es gab eine kleine Revolution, als ich an einem Kolonieabend Abzeichen des Reichsbanners verteilte und man plötzlich viermal das Reichsbannerabzeichen sah. Die Abstimmung ergab für mich viel zuviel schwarze Kugeln. Anfangs 1927 hatten sich ein Werkmeister aus Neumünster, der Journalist des Sofiadienstes und ich entschlossen, einen Deutschen Bund Schwarz-Rot-Gold zu gründen. Zu der ersten öffentlichen Versammlung hatten sich die Gegner unter Führung des Vizepräsidenten der Kolonie und eines deutschen Professors eingefunden. Was sich diese Herren an Schmähungen gegen den republikanischen Staat leisteten, würde zu weit führen, dies hier mitzuteilen. Als wir den Herren der Kolonie und des Klubs das Angebot machten, daß wir unsern Bund sofort wieder auflösen, wenn im Deutschen Heim schwarzrotgoldener Flaggenschmuck angebracht wird und wenn wir dort patriotische zum neuen Staat erziehende Vorträge halten können, wurde dieses Verlangen in aller Form abgelehnt. Der deutsche Gesandte und Konsul waren zu dieser Zeit bei der Kolonie und dem Klub Ehrenmitglieder, allerdings automatisch, statutenmäßig ohne ihren Willen, wenigstens was den Herrn Gesandten betrifft.

Der Deutsche Bund blühte, man hatte schon 26 Mitglieder und an den Bundesabenden wechselten staatspolitische Vorträge mit Unterhaltungsabenden ab. Die Zeit zur Rüstung für die erste Verfassungsfeier kam immer näher. Um uns nicht den Vorwurf der Zersplitterung zuzuziehen, beantragten wir, daß uns die Räume des Deutschen Heims und damit auch die Ausschmückung überlassen wird. Doch in einer Vorstandssitzung des Deutschen Klubs wurde auch dieses abgelehnt. Das fiel gerade in eine Zeit, wo das Heim aus Mitteln der deutschen Republik einen erheblichen Zuschuß bekam. Dies hinderte uns nicht, desto eifriger an dem Programm der ersten Verfassungsfeier in Bulgarien zu arbeiten. Die Feier selbst fand im Saale des deutschen Turnvereins statt. Hinter dem Rednerpult hing an der Wand eine 4 Meter breite Flagge, allerdings aus Papier geheftet, mit Tannengirlanden herunter. In der Flagge waren stufenförmig die Worte: „Einigkeit und Recht und Freiheit" angebracht. Wir konnten einen schönen Erfolg buchen.

Der Gesandte war nicht da, er konnte unmöglich, wie der alte Hindenburg, wegen einer Verfassungsfeier seinen Urlaub unterbrechen. Aber die Gesandtschaft war vertreten. Der Konsul war anwesend. Nach einem ergreifenden Prolog hielt Herr Dr. Laufer die erste deutsche Verfassungsrede in Bulgarien. Er hat vielen Deutschen ins Gewissen geredet, daß es nur zweierlei gibt, entweder man bejaht den deutschen Staat in seiner heutigen, durch Volkswille gewählten Form, oder man ist gegen ihn. Ein drittes, ein „Neutralsein" gibt es nicht. Bulgarische Musikstudenten und -studentinnen übernahmen die musikalische Unterhaltung. Der Journalist des „Berliner Lokalanzeigers" hat sich wörtlich geäußert, daß es ihm noch nie so gut bei einer deutschen Veranstaltung gefallen hat, wie bei uns. Vielleicht hat diesem Herrn zuviel an der deutschen Republik gefallen, denn Herr Hugenberg hat ihn dann auch bald fallen lassen. Gäste der Kolonie, die die Feier mitmachten, haben natürlich dort Bericht erstattet, und es sind dort die Worte gefallen: „Die Leute sind heute im Recht und man kann ihnen nichts anhaben, das ist das verfluchte."

Zum Weihnachtsfest der Kolonie spielte sich neben einem andern Theater auch das Theater der zwei deutschen Flaggen ab. Obwohl Sofia nur an einem 1 Meter breiten Kanal liegt, hat man die Seeflagge mit aufgezogen. Im Sommer 1928 waren wir bereits mit den Vorarbeiten zur Verfassungsfeier beschäftigt, als die Gesandschaft erklärte, sie werde für alle Deutschen im Deutschen Heim eine Verfassungsfeier abhalten. Das dies geschehen konnte, war unbestreitbar ein Erfolg des Deutschen Bundes. Allerdings gab die Gesandtschaft nur einen Bierabend, wo nur Herren Zutritt hatten. Eine Verfassungsfeier für alle Deutsche war es nicht. Der Gesandte war natürlich wieder in Urlaub. Die Rede des Gesandtschaftssekretärs war, wenn auch akademisch, zur Förderung des republikanischen Gedankens sehr geeignet. Zum erstenmal hatte das Deutsche Heim den Schmuck der schwarzrotgoldenen Flaggen. Leider hatte man am nächsten Tage die Dekorierung schnell wieder entfernt und dafür das Bild des bulgarischen Königs, weil viel wichtiger, hingehängt.

Wie schon erwähnt, bestanden die Mitglieder der Kolonie und des Klubs ausnahmsweise aus Bankbeamten, deutschen Lehrern, kaufmännischen Angestellten und selbständigen Kaufleuten. Die vielen deutschen Werkmeister in den verschiedensten Betrieben fanden dort keine Achtung und fühlten sich nie wohl im Deutschen Heim. Ich kann mich gut erinnern, daß ich an einem Kolonieabend mit vier Werkmeistern den ganzen Abend an einem Tisch saß, niemand von der Kolonieleitung hat sich um die vier neuen Deutschen gekümmert. Im Ausland aber ist der deutsche Handwerker genau so gut ein Kulturträger, wie es ein Universitätsprofessor oder ein Lehrer ist. Der Deutsche Bund zählte deshalb dagegen bald sechs deutsche Werkmeister zu seinen Mitgliedern. Das Jahr 1928 brachte auch das erste deutsche Schulfest im Hof der Deutschen Schule mit schwarzrotgoldenem Flaggenschmuck. Leider hat die neuangebrachte Schulflagge, nicht wie die Schulen der andern Nationen in Sofia, die Landesfarben, sondern sie ist aus Phantasiefarben und Ornamenten zusammengesetzt. Viele junge deutsche Kaufleute, Bankbeamte und Lehrer sympathisieren mit unserm Bunde, doch sie können den Eintritt nicht wagen, die Angst, ob es dem deutschen Chef recht ist und die Sorge um ihre Stellung hält sie vom Eintritt ab. Verständlich ist es vielleicht bei den Kaufleuten und Bankbeamten, unverständlich bei den deutschen Lehrern, die doch Beamte der deutschen Republik sind. Ein Schuldirektor hat kein Recht auch nur ein tadelndes Wort über einen Lehrer auszusprechen, der in unsern Bund eintritt. Das einmal dort gefallene Wort vom „Neutralsein" muß auch dort verschwinden. Die diesjährige Verfassungsfeier war bereits größern Stils in Anwesenheit und Rede des deutschen Gesandten. Die neue Regierung hat scheinbar, im Vergleich zu frühern „deutschnationalen", Sorge getragen, daß die Verfassungsfeiern im Ausland von den Gesandten und Botschaftern würdig und feierlich gehalten werden.

In der letzten Zeit meines Aufenthalts in Sofia habe ich oft gehört, daß unser Bund jetzt überflüssig sei, er hätte sein Ziel erreicht. Selbst Mitglieder unsers Bundes teilten diese irrige Ansicht. Dem möchte ich entgegenhalten, daß die Zeit zur Auflösung noch lange nicht gekommen ist. Solange nicht die selbstverständliche Forderung erfüllt ist, daß bei Veranstaltungen der Kolonie und des Klubs die deutsche Flagge weht, ist die Mißachtung für das Symbol unsers neuen Staates noch vorhanden. Auch die Wahl des Vorstandes des Deutschen Bundes in den Ausschuß der Kolonie kann ich nur als Manöver betrachten, um die Opposition abzuschwächen, eine Einwirkung auf irgendeine Abstimmung ist mit dieser einen Stimme ohnehin nicht zu erwarten. Solange der deutsche Konsul, der auf Grund seines Reichtums unbesoldeter Ehrenkonsul geworden ist, den „Berliner Lokalanzeiger" als sein Leibblatt betrachtet, ist auch nicht zu erwarten, daß er sich mit Herz und Seele für die deutsche Republik einsetzt. Deshalb kann ich allen Kameraden des Deutschen Bundes Schwarz-Rot-Gold in Sofia nur ans Herz legen, auszuhalten und in jeder Hinsicht zu werben für unsern freien, demokratischen, deutschen Staat und als Kontrollorgan zu wirken für die dortigen rückständigen Organisationen. Auch dahin hat der Bund einzuwirken, daß diesen neutralen Vereinen keine Reichsunterstützung mehr zufließt, denn es ist der Beweis erbracht, daß trotz der erhaltenden Zuschüsse seitens des Reiches das deutsche Heim aufgelöst werden mußte. Die leitenden Stellen haben alles eher verstanden, als alle Deutschen zu sammeln und in einer Organisation zu vereinen.

Dem Deutschen Bund in Sofia für alle Zukunft die Worte: Vorwärts, niemals rückwärts. Anton Grieb.

Kriegsgefangenenlos

Im kommenden Frühjahr wird es sich zum zehnten Male jähren, daß unsre kriegsgefangenen Soldaten aus Frankreich heimgekehrt sind. Die Feindseligkeiten waren schon über Jahresfrist eingestellt, und längst befand sich kein feindlicher Soldat mehr in deutschen Händen — aber noch immer schmachteten hunderttausende deutscher Männer hinter den Stacheldrähten der Gefangenenlager. Und als dann endlich die Befreiungsstunde schlug, selbst da durften noch nicht alle an Heimkehr denken: eine beträchtliche Schar hatte noch jahrelange Gefängnis- und Zuchthausstrafen zu verbüßen, die die Kriegsgerichte über sie verhängt hatten. Bagatellen — wie Diebstahl von Lebensmitteln oder sonstigen Kleinigkeiten, die zu Fluchtversuchen benötigt wurden — und aus Verzweiflung über quälerische Behandlung geborne Widersetzlichkeiten wurden mit Strafen geahndet, wie wir sie nur für ganz schwere Verbrechen kennen. Erst im Jahre 1920 betrat der letzte dieser Märtyrer wieder deutschen Boden.

Nun bringt die Hanseatische Verlagsanstalt unter dem Titel: „P. G., Feldgraue in Frankreichs Zuchthäusern" ein Buch von Fritz Ibrügger heraus, in dem der Verfasser und mehrere seiner Kameraden ihre Erlebnisse schildern. Es verlohnt sich, sachlich darauf einzugehen. Die schroffe Herausarbeitung von Tatsachen kann zur tendenziösen Uebertreibung werden. Dieser Fall ist zweifellos bei dem erwähnten Buche gegeben.

Wir wollen nicht anklagen, wir wollen nur feststellen. Es bildet wahrhaftig kein Ruhmesblatt für Frankreich, was alles dieses Buch aufweist. Aber wir dürfen nicht ungerecht sein: es ist viel gesündigt worden in diesem Krieg — auf allen Seiten. Unter dem Drucke der Kriegspsychose haben sich alle am Kampfe beteiligten Völker Gewalttätigkeiten zuschulden kommen lassen, die sie heute nur noch ungern wahrhaben wollen. Auch in den deutschen Kriegsgefangenenlagern war nicht immer alles so, wie es sein sollte. (Als besonders brutaler Lagerkommandant war z. B. der bayrische Landwehrmajor von der Pfordten bekannt, ein besonders radikaler Nationalsozialist. Die Red.) Auch unsre Kriegsgerichte haben mitunter Urteile gefällt, bei denen nicht nur das reine Rechtsempfinden Pate gestanden hat.

Ich selbst habe in der Nachkriegszeit lange genug als „Kriegsverbrecher" in französischen Gefängnissen zugebracht, um gründlichen Einblick in alle in Betracht kommenden Verhältnisse zu haben. Es mag vielleicht grotesk klingen, aber wir müssen bei aller Empörung den Franzosen doch so etwas wie den Schutz des § 51 des Reichsstrafgesetzbuchs zubilligen. Dieses ganze, so ungeheuer leicht erregbare und impulsive Volk, das nationalpolitischen Suggestionen in einem bei uns unbekannten Maße zugänglich ist, stand unter dem übermächtigen Druck einer Psychose, die wahrhaftig dazu angetan war, einzelne Individuen zu blindwütiger Grausamkeit zu reizen. Die Erfindung des Wortes „Boche" hat den Franzosen geholfen, den Krieg zu gewinnen. Viele waren wirklich davon überzeugt, ihre patriotische Pflicht zu erfüllen, wenn sie einem Deutschen das Unrecht, das ihrer Ueberzeugung nach seine Regierung und seine Landsleute Frankreich zufügten, so nachdrücklich wie nur möglich zum Bewußtsein brachten. Um diese Erscheinung in ihrer ganzen Tragweite beurteilen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Durchschnittsfranzose bei weitem nicht den gleichen Autoritätsglauben besitzt wie im allgemeinen der Deutsche. Er ist viel eher geneigt, Befehle nicht automatisch, sondern nach seinem eignen Gutdünken auszuführen, so daß häufig das Ergebnis wesentlich anders aussieht als es sich der Vorgesetzte gedacht hat. Da zudem jedem Unteroffizier das Recht zusteht, Arreststrafen über seine Untergebenen, also auch die Kriegsgefangenen, zu verhängen, die dann von den höhern Vorgesetzten ins fast Unbegrenzte erhöht werden können, ist dem Wüten gewalttätiger Elemente Tor und Tür geöffnet. Die unserm Rechtsempfinden teilweise geradezu hohnsprechenden Urteile der Kriegsgerichte finden ihre Stütze in einem Militärstrafrecht, das noch auf Napoleon I. zurückgeht. Uebrigens sind ähnliche Urteile auch gegen französische Heeresangehörige ergangen, die sich an Heeresgut vergriffen hatten. So sind mir noch drei Alpenjäger in lebhafter Erinnerung, die während des Krieges auf dem Bahnhof in Vincennes aus der Beschädigung eines der Heeresverwaltung gehörenden Weinfasses Nutzen zu ziehen gehofft hatten: zwei von ihnen, die beim Trinken des herausgelaufenen Weines überrascht worden waren, erhielten je 8 Jahre Gefängnis, während der Dritte, der mit dem Becher in der Hand dabeigestanden hatte, mit 1 Jahr wegen versuchten Diebstahls davonkam. Zwei andre Soldaten hatten einem Bauern Kaninchen aus dem Stalle gestohlen — Urteil: 5 Jahre Gefängnis wegen Einbruchsdiebstahls! Wie unerbittlich die Kriegsgerichte selbst noch nach dem siegreichen Kriege gegen französische Bürger vorgingen, zeigt die Behandlung einiger Männer und Frauen aus den ehemals besetzten Gebieten, denen der Prozeß gemacht wurde, weil sie an deutsche Gendarmen das Versteck von ein paar französischen Soldaten verraten hatten, die im ersten Kriegsjahr beim Rückzug der Franzosen hinter der deutschen Front zurückgeblieben waren und sich in Zivilkleidung versteckt hatten. Diese Soldaten, darunter auch Schwarze, wurden nach dem geltenden grausamen Kriegsrecht von den Deutschen erschossen; dafür kamen dann nach dem Kriege die sechs Angeber vor französische Kriegsgerichte. Damals war in Frankreich noch die nationalistische Richtung Clemenceau fast allmächtig. Vier von ihnen — zwei Männer und zwei Frauen — wurden in Vincennes verurteilt und erschossen; die beiden andern, ein bei Begehung seiner Tat kaum 16 (!) Jahre alter Bursche und sein alter Vater, befanden sich zu dieser Zeit im Militärgefängnis in Amiens. Der Vater hatte 20 Jahre Zwangsarbeit erhalten; der Sohn, der zum Tode verurteilt war, hoffte wegen seiner Jugend auf Begnadigung. Eines Morgens jedoch in aller Frühe wurde er unerwartet von einer Gerichtskommission zur Hinrichtung abgeholt, in seiner Zelle auf einen Stuhl gebunden und in den Hof hinabgetragen. Sein unausgesetztes, offenbar schon fast unbewußtes Jammergeschrei nach seiner Mutter: „Oh maman, ils vont me couper la tête" gellte so lange durch das Gebäude, bis es mit der Salve im Hofe jäh verstummte. Der Vater, der in der Nebenzelle Zeuge des entsetzlichen Vorganges war, wurde irrsinnig.

Man sieht: selbst wenn sie unter sich sind, zeichnen sich die Franzosen nicht gerade durch Weichherzigkeit aus. Allerdings pflegten sie ihren eignen Uebeltätern regelmäßig die Untersuchungshaft anzurechnen und ihnen sehr bald Bewährungsfrist zu erteilen, während sie ihren deutschen Verurteilten grundsätzlich derartige Rechtswohltaten versagten. Ob übrigens die französischen Offiziere, die unbedenklich so unmenschlich anmutende Strafen über deutsche Gefangene verhängten, auch alle im Ernst an einen restlos durchzuführenden Strafvollzug geglaubt haben, möchte ich doch bezweifeln. Tout pour la vue: die öffentliche Meinung ist beruhigt — qui vivra, verra: nach Friedensschluß wird man weiter sehen.

Kriegsgefangener zu sein ist sicherlich immer ein hartes Los. Wer sich in den Zwang finden konnte und die Franzosen zu nehmen verstand, wie sie waren, kam im allgemeinen leidlich mit ihnen aus; es drohte aber sofort Gefahr, wenn man durch Widersetzlichkeit ihren Zorn erregte. Nach meiner persönlichen Erfahrung nahmen sich Anwälte und Anstaltsgeistliche der Deutschen öfter mit außerordentlicher Wärme und echter Hilfsbereitschaft an, und unter den als Untersuchungsrichtern bestellten Offizieren haben einzelne, wie ich aufrichtig bekennen muß, bei der Vernehmung Deutscher ein Maß von Sachlichkeit, Sorgfalt und Unvoreingenommenheit an den Tag gelegt, das in wohltuendem und geradezu beschämendem Gegensatz beispielsweise zu den Gepflogenheiten gewisser „vaterländischer" bayrischer Richter stand, die ich nach dem Kriege in München wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Wir haben — so wollen wir bestimmt hoffen — mit unsern Feinden von gestern zum letzten Male die Waffen gekreuzt. Aber diejenigen, die es angeht, sollten doch bei künftigen Verhandlungen über die Frage der Behandlung Kriegsgefangener mit allen Kräften dahin zu wirken versuchen, daß diese Opfer eines künftigen Krieges so frühzeitig wie möglich den Auswirkungen feindlicher Kriegsstimmung etwa in der Weise entzogen werden, daß man sie der militärischen Obhut Neutraler anvertraut.

Dr. H. D.

*

(Bemerkung der Schriftleitung: Auf der vom Völkerbund einberufenen internationalen Staatenkonferenz ist am 27. Juli 1929 zu Genf „eine Konvention über die Behandlung der Kriegsgefangenen" beschlossen worden, die vielerlei Besserungen enthält.) —